

Christina Meldrum
Bittere Wunder



CHRISTINA MELDRUM

Bittere Wunder



Aus dem Englischen von Antoinette Gittinger
und Friedrich Pflüger

cbj



cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Februar 2013

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem
Titel »Madapple« bei Alfred A. Knopf, New York.

Copyright © 2008 by Christina M. Meldrum.

All rights reserved.

This translation published by arrangement
with Random House Children's Books,
a division of Random House, Inc.

Aus dem Englischen von Antoinette Gittinger
und Frieder Pflüger

Umschlaggestaltung: © Kathrin Schüler, Berlin
nach einer Vorlage von Jonathan Barkat

Umschlagbild: © Jonathan Barkat,

Lisa Thornberg, istockphoto

jb • Herstellung: ReD

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-40161-3

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*For Doug, who believed,
and for our miracles, Jacob and Owen.
And for my mother,
who sees God in every mad apple.*



Die Frauen, die Hand in Hand daherkommen, erinnern mit ihren schlaksigen Gliedern, geröteten Wangen und flachsblonden Zöpfen an Schulmädchen. Aber die ältere der beiden ist schwanger, was ihr gewölbter Leib unschwer erkennen lässt. Der linke Fuß der jüngeren Frau bahnt sich mühsam einen Weg durchs Laub. Es scheint sie nicht zu stören, dass sie hinkt. Sie ist daran gewöhnt.

Vor ihnen jagt ein Kind Blättern hinterher, die zu seinen Füßen hochwirbeln. Sein dunkles Haar, das zu einem dünnen Pferdeschwanz zusammengebunden ist, wippt auf und ab. Es stolpert, fängt sich aber wieder. »Mor!«, ruft es laut. »Mami!« Dann deutet es auf einen Vogel, der hoch oben auf einem kahlen Zweig sitzt.

Die ältere Frau erinnert sich nur mühsam an den Namen des Vogels. »Ein Rotkehlchen. Der Vogel ist ein Rotkehlchen. Bald wird es nach Süden fliegen, um dort zu überwintern. Hier in Maine ist es zu kalt.«

»Men det er ikke koldt. Aber es ist nicht kalt.« Das Kind ist noch keine drei, deshalb fällt es ihm noch schwer, Worte zu formen.

»*Ikke for Danmark*«, sagt die Frau. »Nicht für Dänemark. Und ganz bestimmt auch nicht für dich, aber du bist ja schließlich kein Rotkehlchen.«

Das Rotkehlchen dreht den Kopf erst ruckartig zur Seite, dann nach hinten, bevor es davonfliegt.

»Das Rotkehlchen hat dich angeschaut«, sagt das Kind zu der anderen Frau, der hinkenden. »Es wollte deinen Namen wissen.«

»Ich bin *Moster* Maren, kleine Sanne. Tante Maren. Hast du das bereits vergessen?«

»Ja!« Das Kind lacht und rennt weiter. Sein Lachen klingt unmelodisch, doch der Wind trägt es mit sich fort, und Maren ist dankbar dafür.

»Sanne erinnert mich an dich, als du klein warst«, sagt die Mutter des Kindes zu Maren. »Weißt du noch, wie *Fader* dich genannt hat? *Gnaphalium*, erinnerst du dich? Diese Pflanze, die uns zu Hause als ›ewiges Leben‹ bekannt ist. Du warst so voller Leben.«

Maren bleibt stehen.

»Was ist los, Maren?«

»Sara, geh nicht zurück nach Dänemark. Bleib hier bei mir. Bitte. Deine Ehe ist am Ende – das weißt du genau. Und nach *Moders* Tod hält dich dort doch nicht mehr viel. Und ich kann dir helfen. Wir helfen uns gegenseitig.«

Sara löst ihre Hand aus Marens Umklammerung. »*Fader* lebt nach wie vor in Dänemark. Und ich habe es dir schon einmal gesagt: Ich brauche deine Hilfe nicht.«

»Ja, *Fader*«, wiederholt Maren. Sie greift nach einer Pflanze und fährt mit dem Zeigefinger über eine Narbe auf dem fleischigen Wurzelstamm der Pflanze. »Salomonssiegel heißt diese Pflanze. Schau, hier die Stelle, sie erinnert an das Siegel von König Salomo, den Davidstern – das Symbol, durch das Salomo Dämonen zu vertreiben pflegte und Engel herbeirief.«

Sara greift nach Marens Hand, die immer noch auf dem

Stängel liegt, und dreht ihre Schwester zu sich. »Sag mir, was los ist«, fordert Sara sie auf. »Es geht nicht um mich. Warum hast du uns gebeten hierherzukommen? Du hast gesagt, du würdest Dänemark verlassen, um ein neues Leben zu beginnen, aber nun willst du dein Leben in Dänemark mit hierher bringen?«

»Ich will dich hier haben. Und Sanne. Und dein ungeborenes Baby«, sagt Maren.

»Aber warum? Was ist los? Hat es mit *Fader* zu tun?«

»Kein Wort zu *Fader*.«

»Worüber denn?«

»Ich bin auch schwanger.«

»*Mor!*«, quietscht das kleine Mädchen übermütig. »*Løb efter mig, Mor!*« Sanne rennt den Weg hinunter. Aufgewirbelte Blätter heften sich an ihren Schal und an ihr Haar. »Mami, fang mich!«

»Du bist schwanger?«, erwidert Sara, den Blick auf ihre Tochter, den grauen Himmel und die Blätter gerichtet.

»Sei mir nicht böse«, sagt Maren.

Aber Sara fällt ihr ins Wort. »Mir war nicht einmal klar, dass du über solche Dinge Bescheid weißt.« Sie streichelt ihre eigenen Hände, während ihr Blick Sannes Hände sucht, doch Sannes Hände sind ein verschwommener Fleck. »Maren, du bist noch so jung. Vielleicht hast du dich geirrt.«

»Ich bin ein Rotkehlchen.« Sanne breitet die Arme aus. »Ich kann fliegen.«

»Ich bin fast sechzehn«, kontert Maren. »Ich bin nicht mehr so jung.«

»Aber du bist erst seit knapp zwei Monaten in den Staaten. Wie konnte das in so kurzer Zeit passieren?«

»Ich bin im vierten Monat«, erklärt Maren. »Drei Monate weniger als du. Ich war schon vor meiner Ankunft hier schwanger.«

»*Mor!*«, brabbelt Sanne. »Ich fliege jetzt weg, in den Süden.«

Sara schlingt die Arme um sich und geht auf Sanne zu. Sie kann jetzt deren Hände besser erkennen. Ihre Finger sind gespreizt, aber nicht jene beiden verwachsenen Finger. Sie überlegt und meint dann: »Bevor du hierher kamst? Aber wie ist das möglich? Ich wusste ja nicht einmal, dass du einen Liebhaber hast. Seit *Moders* Tod bin ich wie eine Mutter zu dir. Wie konntest du mir das verschweigen?«

»Ich wusste es ja nicht.«

»Du wusstest was nicht?«

»Ich wusste nicht, dass ich schwanger bin. Ich habe es an dem Tag herausgefunden, an dem ich dich bat zu kommen.«

»Aber du hast gewusst, dass du mit jemandem zusammen warst. Maren, du hattest einen Liebhaber und hast es mir nicht gesagt.«

»*Mor*, ich bin davongeflogen.« Sanne ist am Ende des Wegs angelangt. »Ich bin für immer gegangen.«

»Aber ich hatte gar keinen Liebhaber«, sagt Maren. »Ich hatte nie einen Liebhaber.«



Nennen Sie bitte Ihren Namen fürs Protokoll.
– Aslaug.

– Und Ihr Nachname?

– Den weiß ich nicht.

– Sie wissen Ihren Nachnamen nicht?

– Nein.

– Ihre Mutter hieß doch Maren Hellig, nicht wahr?

– Ja.

– Sind Sie Aslaug Hellig?

– Mutter hat mich immer Aslaug Datter genannt.

– Dann ist Datter Ihr Nachname?

– Nein. Ich meine, ich weiß nicht. *Datter* bedeutet auf Dänisch Tochter. Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich so heiße.

– Wie lautet der Name Ihres Vaters?

– Ich habe keinen Vater.

– Sie wissen nicht, wer Ihr Vater ist?

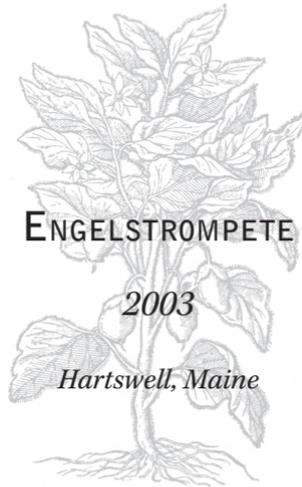
– Ich habe keinen Vater außer dem, der uns allen gemein ist.

– Sie meinen Gott im Himmel?

– Ich habe nicht gesagt, dass Gott im Himmel ist.

– Aber Sie meinen doch Gott, nicht wahr?

- Ja.
- Nun, ich frage nach Ihrem leiblichen Vater. Wissen Sie nicht, wer Ihr leiblicher Vater ist?
- Ich habe keinen leiblichen Vater.
- Euer Ehren, die Zeugin beantwortet die Frage nicht. Ihr wird versuchter Mord in einem sowie vorsätzlicher Mord in zwei Fällen zur Last gelegt und sie treibt hier Spielchen mit uns ...
- Liegt der Anklageseite eine Geburtsurkunde der Zeugin vor? Anhand dieses Dokuments sollte sich die Angelegenheit doch klären lassen.
- Sie hat keine Geburtsurkunde, Euer Ehren. Zumindest konnten wir keine finden.



Mutter hockt zusammengekauert auf dem Feld, während sie den Purpur-Bocksbart herausreißt und die violetten Köpfe abstreift. Unsere Sammelkörbe umschließen sie wie gefrorene Blütenblätter, ihre weißen Henkel leuchten inmitten der zitternden Gräser und Wildblumen. Mutter trägt Handschuhe, für den Fall, dass sie mit Brennnesseln in Berührung kommen sollte, wie sie behauptet. Sie erinnert mich daran, dass es sich lohnt, die jungen Triebe und oberen Blätter zu sammeln. Wir haben sie als Grüngemüse und als Zutat im Eintopf gegessen. Doch ich weiß, dass sie darauf aus ist, den Weißen Stechapfel zu finden, nicht die Brennnesseln. Den übel riechenden giftigen Stechapfel, bei dessen Berührung man Hautausschlag bekommt. Als ich klein war, gab ihm Mutter alle möglichen Namen. Eierfrucht oder Teufelsapfel. Und Grüne Wasseragame und Klebriger Alant. Auf jeden Fall sprach sie immer dieselbe Warnung aus. Er sei tödlich, sagte sie. Doch ich weiß, heute sucht sie den Stechapfel. Ihr Blick wandert über die Flora, sucht vergeblich nach der hohen grünen Pflanze mit der stacheligen Frucht und den trichterförmigen Blüten, die so unglaublich harmlos aussehen.

Seit fast zwei Monaten sind die Blätter des Weißen Stechapfels und die bohnenförmigen Samen auf der Veranda hinter dem Haus zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet, völlig unschuldig zwischen den anderen Beeren, Samen und Blättern. Vielleicht nahm Mutter an, ich würde den Stechapfel unter all diesen Pflanzen nicht entdecken. Vielleicht hätte sie recht behalten, wenn da nicht der Fäulnisgeruch gewesen wäre. Aber im Grunde habe ich in der vergangenen Woche nur seinen fehlenden Geruch wahrgenommen und genauso ist es auch heute.

Trotz des fehlenden Stechapfels – oder vielleicht gerade deswegen – sind unsere Körbe meist brechend voll. Ich sammle Hände voll gelber Bocksbartblätter, die als Grüngemüse fürs Abendessen gedacht sind, und schütte sie in den Korb zum Wiesenklees. Der Vanillegeschmack des Klees schwebt über dem Korb, übertüncht den Gestank von Abfall, der an meinen Schuhen und meinem Rock haftet. Den Morgen verbrachten wir auf der Müllkippe in der Stadt und pflückten den Färberkrapp, den wir bei der Käsezubereitung zur Milchgerinnung verwenden. Hätten wir da bereits den Stechapfel gefunden, wären wir vielleicht nach Hause zurückgekehrt. Stattdessen verbringen wir nun schon den größten Teil des Nachmittags auf diesem Feld und sammeln viel mehr von den anderen Pflanzen, als wir brauchen.

Der Korb mit den Heilpflanzen quillt über, so als wollten das Weiß und das Gelb der Blüten aus ihm herausströmen. Und es gibt jede Menge Wollblumen, sodass wir mindestens einen Monat lang Kerzen haben werden. Lediglich der Korb für die Pflanzen, die Mutter ihre *sapientia*, ihre Weisheit, nennt, ist noch nicht voll. Der violett-grüne Indianertabak wirkt auf dem Boden des Korbs eher kümmerlich.

»Aslaug«, sagt Mutter. Ich beobachte, wie sie sich aufrichtet, den Rücken streckt. Sie lockert die zu Fäusten geballten Finger gerade so viel, dass sie den Bocksbart freigeben. »Diese

Zimtfarne«, sagt sie und deutet auf eine Ansammlung grüner Farne am Rande des Waldes, durch den uns unser Heimweg führen wird. »Sie haben hundertmal mehr Chromosomen als du.« Ich blicke zu den Farnen hinüber. Auch wenn ich davon ausgehe, dass ihre Bemerkung als Beleidigung gedacht war, kann ich mein Interesse nicht verbergen.

»Ich habe Schmerzen«, fährt Mutter fort, so als stünde der genetische Reichtum der Farne in Zusammenhang mit ihren Schmerzen. Ich wende mich ihr wieder zu und sehe den Schmerz. Plötzlich scheint er anders zu sein. Sie trägt ihn anders. Ihre geschürzten Lippen sind rissig vor Trockenheit. Ihr linkes Augenlid zuckt, zuckt, zuckt, wie die flatternden Flügel eines Insekts. Am liebsten würde ich die Finger darauf drücken und es festhalten.

»Wir sind schon zu lange hier draußen«, sage ich und gehe auf sie zu. »Wir sollten heimgehen.« Auch wenn ich es sage, meine ich es nicht. Ich will nicht nach Hause gehen. Unser Haus befindet sich außerhalb des Dorfes Hartswell, am Ende einer Schotterstraße, ja am Ende der Welt, wie mir scheint. Wir haben nur einen einzigen Nachbarn und das nächstgelegene Haus befindet sich meilenweit entfernt. Mutter und ich verlassen unser Haus nur, um Pflanzen zu sammeln. Gelegentlich fahren wir nach Hartswell, um die Post zu holen, oder in die Collegestadt Bethan, um Vorräte zu kaufen. Die Außenwelt ist meine Wasserprimel: prachtvoll in der Blütezeit, wenn es sie im Überfluss gibt, doch dann verschwindet sie völlig – für eine Ewigkeit. Unsere Gardinen sind so dick wie Steppdecken und von oben bis unten geschlossen, auf beiden Seiten, Zentimeter für Zentimeter. Mutter und ich leben in einem Kokon. Ich weiß nicht, ob wir dies tun, um das Innere nach innen gekehrt oder das Äußere nach außen gekehrt zu lassen.

»Aslaug, wir können nicht gehen«, erklärt Mutter. »Ich brauche Hilfe.«

»Ich kann dir beim Gehen helfen.«

»Nein, nein. Es ist wegen der Schmerzen.«

Mutter ist krank. Sie ist krank, seit ich mich erinnern kann. Nicht schwer krank, aber krank. Ich weiß nicht, unter welcher Krankheit sie leidet. Mutter hat den Namen nie erwähnt und ich frage nicht. Sie hat mir nur erklärt, ihr Körper greife sich selbst an, wie ein Kater, der seine Nachkommen auffrisst. Dabei symbolisieren die Nachkommen ihr Knorpelgewebe, ihre Knochen, ihre Muskeln, ihre Bänder und ihre Sehnen. Ihre Gelenke sind rot und geschwollen und sie wird von Tag zu Tag immer ein bisschen unförmiger.

Ich reiße ein Blatt des Indianertabaks ab und halte es ihr an den Mund. Sie kaut darauf, schüttelt aber den Kopf. »Wir haben Wintergrün zu Hause«, sage ich. »Ich mache dir einen Brei aus den Blättern, verteile ihn auf deinen Knien und deinem Rücken. Das wird helfen.«

»Nein«, widerspricht Mutter. »Kein Wintergrün.«

In mir steigt ein Gefühl auf, das ich nicht benennen kann. Ein Instinkt, wie mir scheint – ein Instinkt, dass etwas nicht stimmt. »Auf der Müllkippe habe ich ein bisschen Wetterkraut gefunden«, erkläre ich ihr. »Nicht viel, aber genug, um einen Umschlag zu machen.« Mutter bezeichnet das Wetterkraut als Natteraugen – Schlangenaugen. Aber sie hat dieses Kraut schon genommen. Es hat sie glücklicher gemacht, zugänglicher. Ich will daran glauben, dass es ihr hilft, weiß aber, noch bevor sie etwas sagt, dass es nicht so sein wird.

»Natteraugen?«, fragt Mutter. »Natteraugen helfen nicht.«

»Du willst unbedingt den Stechapfel«, sprudelt es unwillkürlich aus mir heraus.

Mutter sieht mich an, als kenne sie mich nicht. Sie fragt nicht, woher ich über den Stechapfel Bescheid weiß. »Aslaug, ich mache daraus eine Salbe«, sagt sie, »gegen die Schmerzen. Wie aus dem Wintergrün. Ich mische es mit Bittersüß und es hilft. Besser als Wintergrün.«

»Ich werde welches holen«, erkläre ich mich bereit.

Was ich nicht erwähne, ist, dass sie, genau wie ich, allergisch gegen den Stechapfel ist. Das weiß sie, das wissen wir beide, denn wir beide sind zuweilen unachtsam gewesen und damit in Berührung gekommen, wofür wir dann büßen mussten. Mutter hat nicht die Absicht, ihre Haut mit dem Stechapfel einzureiben.

Ich verrate auch nicht, dass ich gesehen habe, wie sie aus den trockenen Blättern und Samen des Stechapfels Zigaretten drehte. Mit den durch Handschuhe geschützten Händen rollt sie den Stechapfel mit Hanf oder Indianertabak zu einer Zigarette und raucht nachts, wenn sie glaubt, ich würde schlafen. Manchmal vermischt sie die Blätter mit etwas Entzündlichem – vielleicht mit Kaliumnitrat –, verbrennt sie auf einem Unterteller und atmet den Rauch tief ein. Ich beobachte die Szene oft vom Treppenabsatz aus. Der Stechapfel brennt in der Ferne wie ein Neutronenstern und die Kabbala oder Thora oder die Upanishaden glimmen in seinem Licht. Obwohl ich nicht weiß, welche Wirkung der Stechapfel auf Mutter hat, scheint sie in solchen Augenblicken ein Hochgefühl zu erleben, manchmal sogar für Tage, als ob sie eine andere Zeit und einen anderen Raum betreten habe. Eine Zeit vor mir. Einen Raum ohne mich – einen Raum, in dem die Fenster für die Welt geöffnet waren. Die Art, wie ihr Mund sich nach dem Inhalieren entspannt, offenbart eine ungewohnte Weichheit, ebenso ihre Augen. Das Zucken und ständige Blinzeln sind verschwunden. Während sie so dasitzt, löst sie ihr Haar, das wie ein Lichtstrahl bis zu ihrer Taille hinabfällt.

Immer gehe ich vor ihr schlafen und immer wache ich vor ihr auf.

Und morgens finde ich häufig Mutters Überbleibsel vom Vorabend vor: ihre Kippen, die aussehen wie vergrößerter Mäusekot, oder den Unterteller, der an einen kleinen Sumpf erinnert. Manchmal nehme ich mit der Pinzette einen Ziga-

rettenstummel hoch, führe ihn an den Mund oder halte mir den Unterteller unter die Nase und versuche, dasselbe zu empfinden wie Mutter. Doch auf mich hat der Stechapfel keine Wirkung. Er versetzt mich nicht in eine andere Dimension.

Ich renne jetzt übers Feld, bewege mich ohne Mutter viel schneller. Wie leicht es doch wäre, vor ihr wegzulaufen. Wie leicht und wie unmöglich zugleich.

Ich finde den Stechapfel am anderen Ende des Felds und reiße ihn mit bloßen Händen ab, wobei mir bewusst ist, dass ich dafür werde büßen müssen. Ich gehe zurück zu dem Korb mit dem Indianertabak und werfe ihn obendrauf. Ich erwarte, dass Mutter erleichtert scheint, ja, sich über mich freut, aber sie blickt nicht einmal auf. Sie beobachtet gerade einen Schmetterling, der über ein Wiesenkleefeld flattert. Er ist hellbraun, fast grau. Aus der Ferne wirkt er farblos, doch als ich näher komme, erkenne ich seine zarte Markierung. Auf den Flügeln sehe ich dunklere Punkte in weißen Ringen. Ein einziger blauer Klecks in der Nähe des Schwanzes ist links und rechts von orangenen Punkten eingerahmt.

»Ein Zipfelfalter«, erklärt Mutter.

»Er ist wunderschön ...«, beginne ich.

Aber Mutter fällt mir ins Wort. »Er sollte nicht hier sein. Wir befinden uns zu weit im Norden.« Sie vergräbt die Hände in den Taschen, und ich überlege, ob sie zittern, ob sie sie vor mir verbergen will. Sie hat denselben Gesichtsausdruck wie früher in diesem Monat, als sie die violette Passionsblume entdeckte und erklärte, sie erinnere an eine Dornenkrone. Mutter hat immer behauptet, die Blume wachse nicht in Maine, doch da stand sie. Als Mutter die Passionsblume erblickte, deren prächtige Blüte in dem ansonsten schlichten Dickicht fast protzig wirkte, stürzte sie sich wie ein Raubvogel auf die gezackte Krone und zerdrückte sie.

»Wir müssen eine Bertramsgarbe finden«, bemerkt Mutter

gerade. Der Schmetterling verfolgt sie über das Kleefeld, und sie wendet sich von mir ab, um ihm zu folgen.

»Du willst eine Bertramsgarbe?« Diese Pflanze hatten wir noch nie gesammelt, und ich nahm an, wir würden es auch nie tun. Mutter hatte mir erklärt, dass sie nur dazu gut sei, den Körper von bösen Geistern zu reinigen, behauptete aber, sie glaube nicht an Geister, weder an böse noch an sonstige. An jedem anderen Tag hätte ich angenommen, Mutter wolle mich mit der Bertramsgarbe verspotten, aber heute bin ich mir nicht sicher. Ich möchte Mutters Gesicht studieren, ihre Augen sehen, um zu erkennen, ob sie hier bei mir ist oder sich nach innen zurückgezogen hat. Ich möchte auch ihren Mund vor mir sehen, um festzustellen, ob sie die Lippen ironisch zusammengekniffen oder fragend geöffnet hat. Aber Mutter hat mir den Rücken zugekehrt.

»Aslaug, weißt du eigentlich, dass die Atome fast völlig aus leerem Raum bestehen? Gegenstände um uns herum sehen massiv aus, sind es aber nicht. Der Zipfelfalter ist eher nicht vorhanden als vorhanden. Und doch sehen wir ihn. Er scheint von fester Beschaffenheit zu sein. Die Bertramsgarbe? Du siehst die Pflanze im Augenblick nicht, aber du weißt, wie sie aussieht – du hast eine Vorstellung von ihr. Und dieses Bild hat fast genauso viel Substanz wie die Pflanze selbst.«

»Willst du sie gegen die bösen Geister?«, frage ich und versuche, Mutter zurückzuholen. Ich will, dass Mutter Ja sagt. Ich will, dass sie an Geister glaubt. Sogar an böse Geister.

Mutter fährt fort, als ob ich nichts gesagt hätte. »Die Kelten im Mittelalter wussten, dass Schmetterlinge ätherisch sind, nicht wirklich von fester Beschaffenheit. Sie sahen in den Schmetterlingen Seelen. Sie glaubten, die Frauen würden schwanger werden, wenn sie diese Schmetterlingsseelen schluckten.« Mutter zieht eine Hand aus der Tasche und greift damit nach dem Falter. Dieser schwingt sich kurz in die Lüfte und steigt dann wieder hinab zum Kleefeld. »Sie glaubten,

jede Schmetterlingsseele suche eine neue Mutter.« Sie beugt sich über den Klee, ergreift ein Büschel und reißt es heraus. Sie wendet sich mir zu und hält mir den Klee hin. Ich strecke die Hand aus, um danach zu greifen. Doch sie zieht ihn wieder zurück. »Aslaug Datter, bist du auf diese Weise zu mir gekommen?«, fragt sie. »Bist du als Schmetterlingsseele zu mir gekommen?«

Ich spüre ihren feuchten Atem auf meinem Gesicht – ein Dunst aus Pfefferminzblättern und Tabak. »Ich weiß nicht«, würde ich am liebsten sagen. »Du hast mir nie von meiner Geburt erzählt. Du hast meinen Vater mit keinem Wort erwähnt, nicht einmal seinen Namen. Ich weiß nichts über meine Wurzeln.« Doch in Wirklichkeit sage ich es nicht, denn ich habe gelernt, Mutters Köder nicht zu schlucken.

»Auf Griechisch sind die Begriffe für *Seele* und *Schmetterling* gleichlautend«, erkläre ich. »*Psyche*, was beides bedeutet.«

»So hast du also doch etwas von dem behalten, was ich dir beigebracht habe«, sagt Mutter. Und ich stelle fest, dass der Schmetterling verschwunden ist.

Wenn wir nicht gerade draußen nach Nahrung suchen oder irgendeine Arbeit erledigen, macht mich Mutter mit Newton, Lyell, Darwin, Einstein, Dalton, Bohr, Heisenberg und Pauli bekannt. Mit Newtons *Principia*, Lyells *Principles of Geology*, Darwins *Die Entstehung der Arten* und Einsteins *Über die spezielle und allgemeine Relativitätstheorie*.

Außerdem lehrte sie mich Sprachen. Ich kann mich nicht erinnern, Dänisch, Englisch oder Latein gelernt zu haben – so als hätte ich diese Sprachen schon immer beherrscht. Aber ich erinnere mich, wie Mutter mich Griechisch lehrte, noch bevor ich bis zur Küchenspüle reichte. Als ich so groß war, Wäsche aufzuhängen, lernte ich Hebräisch, Arabisch und Aramäisch. Und an dem Tag, an dem ich meine erste Periode hatte, begann Mutter, mir Sanskrit beizubringen.

Es folgten weitere alte Sprachen: Koptisch, die Runenzeichen und ein bisschen Keltisch, Gallisch, Keltiberisch und Lepon-tisch.

Mutter unterrichtet mich noch in weiteren Fächern, aber nur, weil der Staat Maine es verlangt. Vor zwei Jahren suchte uns ein Mann von der Schulbehörde auf – nachdem unser Nachbar uns verpiffen hatte, wie Mutter behauptet – und ich werde jetzt in Sprach- und Literaturwissenschaft, Sozialkunde, Gesundheit, Recherche und bildender Kunst unterwiesen. Doch von diesen Fächern bringt Mutter mir nur das bei, was ich brauche, um den standardisierten Test zu bestehen, den sie mich jedes Jahr machen lassen muss. Fast in jedem Buch, das ich lesen muss, streicht sie Passagen. Auch wenn ich es Mutter nie sagen würde, bin ich dankbar, dass sie mich in diesen Fächern unterrichtet, andernfalls würde ich die Welt außerhalb unseres Hauses, außerhalb dieser Wälder, außerhalb des Mikroskopischen, des Wissenschaftlichen nicht verstehen. Ich hätte keine Ahnung von Dichtkunst und Fiktion, keine Ahnung von Kunst. Ich hätte kein Verständnis für Demokratie oder Steuern oder dafür, dass Menschen aus anderen Gründen als der Fortpflanzung Sex miteinander haben. Und ich hätte nicht dieses Bewusstsein dafür, wie viel mir entgeht – wie viele Passagen Mutter gestrichen hat.

Mutter blickt in den Korb mit dem Stechapfel, untersucht dessen Inhalt. Ich bemerke Mutters Gesichtsausdruck und sehe, was ich mir vorher zu sehen gewünscht hatte: Erleichterung, ja, sogar Freude. Sie greift sich an den Hinterkopf und steckt ihre dünnen Haare zusammen. »Teufelsapfel«, sagt sie, aber nicht zu mir. »Das hast du gut gemacht, Aslaug.« Ihr Blick wandert über den Stechapfel. »Das hast du sehr gut gemacht.«

Sie setzt sich in Richtung Wald in Bewegung, auf dem Weg, der nach Hause führt. Sie trägt den Korb mit dem Stechapfel und dem Indianertabak, doch sie hat Mühe, den Korb zu tra-

gen, den Schmerz zu ertragen. Sie scheint den Zipfelfalter vergessen zu haben.

»Wie sieht's mit der Bertramsgarbe aus?«

»Aslaug Datter, sei nicht albern«, sagt sie. »Ich habe doch nur Spaß gemacht.«

Das sagt sie zwar, aber ich habe das Gefühl, dass es nicht stimmt. Sie wollte die Bertramsgarbe, will sie immer noch. Ich weiß nicht, ob ich dankbar oder erschrocken sein soll. Mutter spottet über das Mystische, das Magische, das Mythologische, auch wenn sie sich gelegentlich damit befasst, wie im Fall des Zipfelfalters. Doch je mehr mich Mutter in die Naturwissenschaften einführt, desto mehr Risse sehe ich, und desto mehr Risse wird wohl auch Mutter erkennen. Die Naturwissenschaft beschreibt die Welt, erklärt sie aber nicht. Sie kann die Entstehung der Welt beschreiben, aber nicht erklären, warum ein derartiges Ereignis stattfand, wie etwas aus dem Nichts entstehen kann. Das ist das Wunder. Mutter verspottet mich, wenn ich so rede, aber jetzt will sie die Bertramsgarbe.

Ich trotte hinter Mutter her, hänge mir einen Korb über den Vorderarm und umfasse die beiden anderen. Selbst wenn ich wollte, könnte ich mit diesen Körben nicht schneller gehen als Mutter, aber ich versuche es erst gar nicht, will es gar nicht versuchen. Unsere Schatten, die uns vorausseilen, vermischen sich wie Schmetterlinge, die einander umwerben. Ein Tanz der suchenden Seelen, denke ich. Dieses Gefühl der Unsicherheit – dass etwas nicht stimmt – zerrt an mir, viel stärker als die Schwerkraft. In Gedanken höre ich Mutter: »Die Kraft, die unser Universum davon abhält, in die Vergessenheit zu geraten, ist erstaunlich schwach.« Das Gefühl, das ich jetzt habe, ist alles andere als schwach.

Wir nähern uns den Farnen, auf die Mutter hingewiesen hatte. Schmucklos wie sie sind – ohne Blüten, Früchte oder Farbe – sehen sie sehr schlicht aus. Dabei sind sie genetisch betrachtet viel komplexer als der Mensch, der ein so großes

Verlangen nach Verschönerung zu haben scheint. Ich denke an die Menschen, die ich in Bethan gesehen habe – an ihre bemalten Zehennägel, Fingernägel, Wangen, Lippen und Augen.

Diese Erinnerung weckt mein Verlangen nach der Kanadischen Blutwurz, nach dem Blut der Wurzel, diesem orangefarbenen Saft, den ich insgeheim dazu benutzt habe, um ein Rührmichnichtan auf meinen Bauch zu malen, als ob diese goldene Blume mit ihren braunroten Punkten mich vor meiner Mutter beschützen könnte. Vor ihren kränkenden Worten, dem Rohrstock, ihrer Abwesenheit. Berühr mich nicht. Und doch sehne ich mich nach ihrer Berührung und will ihre Worte hören – Worte, die kleine Durchgänge zu den Tunneln ihres Bewusstseins öffnen und mich häufig mit Staunen erfüllen.

Ich ertappe mich dabei, wie ich über die Farne hinwegblicke, in den regennassen Wald. Und ich erspähe eine verwelkte Blutwurz. Ihre Blätter hängen vertrocknet herunter, aber ich weiß, ihr runder Wurzelstock ist immer noch saftig, wartet darauf, dass ich ihn herausreiße und auf mir mit neuem Leben erfülle. Mich mit ihrem Schmuck mit neuem Leben erfülle.

Ich wende mich ein wenig von Mutter ab, als ich auf die Blutwurz zugehe. Vor dem Wald befindet sich ein kleiner Graben, in dem das Wasser fast unmerklich dahinfließt, und die Farne spiegeln sich in ihm wie die Bäume einer winzigen Unterwasserwelt. Spontan bleibe ich stehen. Ich stelle die Körbe ab und beuge mich über das Wasser, den Farnen entgegen. Mein Gesicht dringt in ihre Welt ein, doch mein Spiegelbild wird durch mein Haar verdunkelt. Ich nehme Mutter hinter mir wahr, zuerst ihre Stimme, die meinen Namen ruft, dann ihre Bewegung. Ich drehe mich um und sehe, dass sie auf mich zuläuft. Rennt. Ich hätte nicht gedacht, dass sie dazu fähig ist. Noch bevor ich mich aufrichte, fasst sie in mein Haar. Eine Woge des Schmerzes überzieht meine Kopfhaut. Sie zerrt

mich von dem Graben weg und ich falle in die Körbe. Bocks- und Geißbart verteilen sich auf dem Boden. Mutter thront über mir.

»Was hast du da getan?« Ihr Haar hat sich gelöst und umgibt sie wie Vogelschwingen. Sie atmet unregelmäßig. Ich habe Angst vor ihr, Angst um sie.

»Tut mir leid, Mutter«, sage ich. »Tut mir so leid.« Ich frage sie nicht, warum sie verärgert ist, warum es mir leidtut.

»Was hast du da getan?«, wiederholt sie.

»Die Zimtfarne«, stammle ich. »Ich habe sie betrachtet.«

»Die Farne?«

»Du hast sie vorhin erwähnt. Ihre Chromosomen. Du hast gesagt, sie hätten mehr Chromosomen als ...«

Mutter rührt sich nicht von der Stelle. Sie hängt wie eine Trauerweide über mir, die Haare, die Arme, die Kleidung, alles ist in Unordnung.

»Du hast also die Farne betrachtet«, murmelt sie als Feststellung. Doch ihr Blick wirkt herausfordernd.

Dann greift Mutter in ihre Tasche und zieht etwas heraus. Sie wirft es mir entgegen und wendet sich dann ab. Ich richte mich auf und der Zipfelfalter taumelt mir in den Schoß.

»Hast du das gesucht, Aslaug Datter?«, fragt Mutter. Sie greift nach dem Korb mit dem Stechapfel und macht sich wieder auf den Weg.

Ich nehme den leblosen Schmetterling in die Hand.

»Er gehörte nicht hierher«, ruft sie mir über die Schulter zu.

Ich stehe da, halte noch immer den Schmetterling in der Hand, bringe es nicht übers Herz, ihn fallen zu lassen. Ich erinnere mich an die Geschichte, die Mutter mir über die Kelten erzählt hat. Eine Schmetterlingsseele. Ich nehme den Zipfelfalter hoch, öffne meinen Mund und schlucke ihn.



Nennen Sie bitte Ihren Namen fürs Protokoll.

– Lens Grumset.

– Sie wohnen unter welcher Adresse, Mr Grumset?

– 886 Bedrag Road, Hartswell, Maine.

– Wie lange wohnen Sie schon unter dieser Adresse?

– Seit einunddreißig Jahren.

– Kennen Sie die Angeklagte, die wir hier unter dem Namen Aslaug Hellig führen?

– Ja. Sie und ihre Mutter sind vielleicht dreizehn Jahre lang meine Nachbarn gewesen, bis vor ungefähr vier Jahren.

– Während der Zeit, als Aslaug und ihre Mutter neben Ihnen wohnten, haben Sie die beiden da regelmäßig gesehen?

– Na, oft nicht gerade, das würde ich nicht sagen. Die haben doch ziemlich zurückgezogen gelebt. Die Fenster waren immer verhängt, wegen der Wärme, habe ich damals gedacht – aber jetzt wo das alles ans Licht gekommen ist, na, wer weiß, was zum Geier sich dort alles abgespielt hat.

– Einspruch, Euer Ehren. Antrag auf Streichung. Spekulation.

– Ich werde den letzten Satz streichen. Mr Grumset, bitte beantworten Sie nur die Fragen.

- Ja, Euer Ehren.
- Mr Grumset, Sie sagten, Sie hätten Aslaug und ihre Mutter nicht oft gesehen. Haben Sie die beiden denn überhaupt gesehen?
- Natürlich. Meistens Aslaug. Als sie noch ein Kind war, habe ich sie ab und zu gesehen. Sie war ein ziemlicher Wildfang. Ist wie ein wildes Tier im Garten herumgejagt, durch Pfüthen und Laub getrampelt und auf die Bäume geklettert. Mir hat es immer leidgetan, dass sie keine Spielkameraden gehabt hat. Immer ist sie allein gewesen. Da muss ein Kind ja seltsam werden, wenn es so viel Zeit alleine verbringt.
- Einspruch, Euer Ehren. Antrag auf Streichung. Die Schlussfolgerung des Zeugen ist spekulativ und entbehrt jeder Grundlage. Mr Grumset ist kein Fachmann für Kinderpsychologie.
- Stattgegeben, was Mr Grumsets letzten Satz betrifft. Im Übrigen wird der Einspruch abgewiesen.
- Haben Sie Aslaug auch während der Monate vor dem Tod ihrer Mutter gesehen, Mr Grumset?
- Nein, eigentlich kaum. Aslaug war nicht mehr viel draußen, seit sie ein Teenager war. Weiß der Himmel, was sie getrieben hat, eingesperrt in diesem Haus. Ich habe allerdings gesehen, wie sie auf der Veranda zum Garten hinaus Wäsche aufgehängt und sich die Zeit vertrieben hat. Und manchmal hat sie mit ihrer Mutter im Garten gearbeitet. Und immer wieder sind sie zusammen in den Wald gegangen. Alles Mögliche haben sie dann nach Hause gebracht. Manchmal habe ich mich gefragt, ob sie das Zeug für irgendein Hexenwerk brauchen.
- Einspruch. Ich beantrage, Mr Grumsets letzten Satz zu streichen. Spekulation.
- Stattgegeben. Kommen Sie zur Sache, Herr Staatsanwalt.
- Mr Grumset, haben Sie Aslaug am Todestag ihrer Mutter beobachtet?
- Und ob.

- Und was haben Sie gesehen?
- Na, das war an dem Tag vor ungefähr vier Jahren, als Aslaug alle Vorhänge heruntergerissen hat.
- Einspruch. Antrag auf Streichung. Spekulation. Mangelnde Grundlage. Niemand hat ausgesagt, dass Aslaug Vorhänge abgenommen hat.
- Na, ihre Mutter kann's ja nicht gewesen sein – dass sie die großen Vorhänge abgenommen hat, meine ich. Die hat sich ja damals schon fast nicht mehr rühren können.
- Mr Grumset, bitte. Sie dürfen nur sprechen, wenn Ihnen eine Frage gestellt wurde. Dem Einspruch der Verteidigung wird stattgegeben. Streichen Sie Mr Grumsets Aussagen aus dem Protokoll.
- Entschuldigung, Euer Ehren. Entschuldigung.
- Mr Grumset, bitte schildern Sie uns, was Sie am Tag von Maren Helligs Tod beim Haus der Helligs beobachtet haben.
- Na, wie schon gesagt, vor ungefähr vier Jahren – an dem Tag, an dem die großen Vorhänge herunterkamen – habe ich gesehen, wie Aslaug ihre tote Mutter in den Garten hinausgeschleift hat. Sie wollte sie beerdigen.
- Antrag auf Streichung, Euer Ehren. Spekulation.
- Ich lasse die letzte Aussage streichen. Bitte beschreiben Sie nur, was Sie gesehen haben, Mr Grumset.
- Na, wissen Sie, ich habe gesehen, wie Aslaug etwas Großes Weißes zur Hintertür hinausgezerrt hat, in den Garten hinaus. Ich habe damals nicht genau gesehen, was es war, aber später, als die Polizei da war, da habe ich gesehen, dass es die Leiche ihrer Mutter war. Jedenfalls hat sie große Mühe gehabt, das Ding hinauszuschleifen, und ich habe mich gefragt, warum ihre Mutter nicht dabei hilft. Dann ist mir aber eingefallen, dass sich ihre Mutter ja kaum noch rühren konnte. Ich wäre vielleicht hingegangen, um ihr zu helfen, aber ich sitze ja selbst in diesem verdammten Rollstuhl. Als sie das weiße Ding endlich draußen hatte, ist sie zurückgegangen, hat eine Schaufel

geholt und angefangen zu graben. Das ging einige Stunden so, bis ich langsam begriffen habe, dass das Loch wie ein verdammtes Grab aussieht.

– Haben Sie die Beschuldigte im Garten noch etwas anderes tun sehen?

– Na, ich weiß noch, dass sie diesen großen Stein herumgewälzt hat. Und dann hat sie irgendwie daran herumgemacht. Draufgeschrieben oder so. Genau habe ich das nicht gesehen.

– Haben Sie die Beschuldigte noch etwas anderes tun sehen?

– Nein. Sie hat gegraben und sonst nichts, bis die Polizei gekommen ist.

– Gehen wir noch einmal ein bisschen zurück. Haben Sie etwas unternommen, als Ihnen klar wurde, dass das Loch, das die Angeklagte aushob, wie ein Grab aussah?

– Na, ich habe bei der Polizei angerufen. Nicht gleich. Ich meine, die Leiche war ja in was Weißes eingewickelt. Ein Bettlaken vielleicht. Ich wusste ja nicht genau, was das war. Aber nach einer Viertelstunde oder so, da ist von Aslaugs Mutter immer noch nichts zu sehen gewesen und ich habe gedacht, zum Teufel, jetzt muss ich anrufen, besonders weil ich schon vorher jemanden da drüben im Haus schreien gehört habe. Schon am Morgen.

– Einspruch. Antrag auf Streichung. Ausweichende Antwort.

– Abgelehnt.

– Sie haben am selben Morgen im Haus der Helligs einen Schrei gehört?

– Ja. Morgens so um sieben, vielleicht auch um acht. Hatte mir aber nicht viel dabei gedacht. Hätte ja alles Mögliche sein können. Aber dann hat das verdammte Loch immer mehr wie ein Grab ausgesehen. Na, heiliger Himmel, da musste ich wieder an den Schrei denken und habe bei der Polizei angerufen. Und das war verdammt wichtig. Wenn ich das Ganze nicht gesehen hätte, dann wäre Maren Hellig jetzt vielleicht dort begraben, wenn Sie wissen, was ich meine.

- Einspruch, Euer Ehren. Antrag auf Streichung. Spekulation. Abschweifung. Irreführung. Die Anklageseite hat ihren Zeugen überhaupt nicht im Griff.
- Einspruch stattgegeben. Und ich bin ebenfalls der Ansicht, dass Sie Ihren Zeugen besser im Zaum halten müssen, Herr Staatsanwalt. Streichen Sie Mr Grumsets letzte Bemerkungen aus dem Protokoll, alles seit seiner Aussage, dass er die Polizei verständigt hat.
- Ich bitte um Entschuldigung, Euer Ehren. Ich werde zum Ende kommen. Mr Grumset, ist die Polizei zum Haus der Helligs gekommen?
- Aber sicher. Sind gleich da gewesen. Ein ganzer Haufen Leute. Sind um Aslaug herumgestanden und wollten ihr die Schaufel wegnehmen. Aber sie hat wie wild damit herumgeschwungen. Und um sich getreten und geflucht. Ich war entsetzt. Wirklich entsetzt war ich. Sie mussten ihr Handschellen anlegen, wissen Sie, bloß um sie zu bändigen.
- Danke, Mr Grumset. Ich habe keine weiteren Fragen, Euer Ehren.



Wir durchqueren die Lichtung, sind nur noch wenige Minuten von zu Hause entfernt. Die Blutwurz beult meine Tasche aus. Beim Gehen spüre ich das Pulsieren ihres Bluts an meinem Bein. Ich grub ihre Wurzeln aus, nachdem meine Mutter sich abgewandt und ich den Zipfelfalter geschluckt hatte, der seine Mutter in mir fand. Ich werde mir einen Schmetterling auf den Bauch malen. Der Falter wird auf mir wiedergeboren werden.

Wolken hängen wie dünnes Gewebe tief am Himmel. Die ganze Welt scheint unter einer gewellten Plane eingeschlossen zu sein. Ich kann das Haus erkennen. Seine Außenwände sind erst nach links, dann nach rechts ausgerichtet, als ob sie sich hinter welligem Glas befänden. Aus der Ferne erscheint es unmöglich, dass ich das Haus als so imposant empfinde, wie ich es tue. Hoch aufgeschossen, die Giebel wie altmodische Hüte, steht es da wie blaues vertrocknetes Lanzen-Eisenkraut. Seine zerbrochenen Schindeln und die abblätternde Farbe vermitteln den Eindruck des Verfalls. Das Haus sieht aus, als könne es jeden Augenblick entwurzelt werden und einstürzen.

Mutter hockt auf einem gefällten Baumstamm in der Nähe eines Nachtschattengewächses, neben ihr steht der Korb mit *sapientia*. Ein Stängel des Dreiblättrigen Goldfadens steckt zwischen ihren Lippen. Sie kaut ihn wegen der Wunden, mit denen das Innere ihres Mundes übersät ist. Sie wendet sich mir zu und schiebt den durchweichten Stängel in die Hüfttasche ihres Kleides.

»Hilf mir, Kind«, sagt sie. Sie hat die Handschuhe abgestreift und zu Boden geworfen. An ihren Händen klebt grüner Brei. Sie ist gerade dabei, die Beeren des Nachtschattengewächses zu pflücken, doch ihre Finger versagen.

»Sie sind noch nicht reif«, sage ich. Ich stelle die Körbe ab und schiebe die Blutwurz noch tiefer in meine Tasche. »Wir können sie nicht essen.«

»Das weiß ich, Aslaug«, erwidert sie, versucht aber weiterhin, die Beeren zu pflücken. Sie reißt eine Handvoll ab, zerdrückt aber die meisten davon.

Ich helfe ihr. Die Beeren sind kühl und wie Wachs, fester, als ich sie in Erinnerung habe. Glänzend und grün. Ich stelle mir den Geschmack ihres Safts vor, erst bitter, dann süß. *Solanum dulcamara*. Bittersüß. Reif und rot sind sie essbar, aber giftig, wenn sie grün sind. Aber auch nicht so richtig giftig, überlege ich. Als Kind hatte ich mal zwei oder drei Beeren gegessen, als Mutter nicht hinsah. Wenn Mutter nicht dabei gewesen wäre, hätte ich ohne Weiteres eine Handvoll davon gegessen, denn seit dem Frühstück war schon viel Zeit verstrichen.

»Das sind nicht die Beeren der *Atropa belladonna*«, erklärt Mutter. »Sie werden dich nicht umbringen.«

»*Atropa belladonna*«, sage ich. »Ein tödliches Nachtschattengewächs, das hier nicht wächst.«

»Nein«, erwidert sie. Aber ohne Überzeugung, wie es scheint. »Auf Latein heißt das ›schöne Frau‹, habe ich dir das schon mal erklärt? Die Frauen tröpkelten sich den Saft des tödlichen Nachtschattengewächses in die Augen, um die Pupil-

len zu erweitern, weil sie der Meinung waren, die vergrößerten Pupillen ließen sie schöner erscheinen.«

»Du hast mir erzählt, die Leute hätten zuerst Belladonna verwendet, weil es ein Halluzinogen ist – es verleiht ihnen das Gefühl, ein Vogel zu sein, fliegen zu können«, sage ich, denke jedoch an die erweiterten Pupillen. Wenn Mutter den Teufelsapfel inhaliert, sind ihre Pupillen tagelang vergrößert. Aber jetzt sind ihre Pupillen so winzig wie Nadelstiche, doch ihre Augen blicken immer noch wild.

»Das hast du behalten!«, bemerkt Mutter. »Hast du vor wegzufiegen?«

Wie kann Mutter meine Gedanken lesen? Als sie mir zum ersten Mal das tödliche Nachtschattengewächs beschrieben hatte, wünschte ich mir, die Pflanze würde in Maine wachsen. Ich erinnere mich, wie ich mich nach dem Gefühl des Fliegens gesehnt hatte.

»Das ist ein Bittersüßer Nachtschatten«, sage ich und wende das Gesicht der Pflanze zu. »Kein Tödlicher Nachtschatten. Warum pflücken wir ihn? Warum willst du ihn?«

Mutter beachtet mich nicht und pflückt weiter.

Der Weiße Stechapfel ist mit dem Nachtschattengewächs verwandt. Sie gehören zur selben Familie, *Solanaceae*. Ich überlege, ob Mutter vorhat, ein paar Beeren des Bittersüßen Nachtschattens zu essen, um herauszufinden, ob sie dieselbe Wirkung auf sie haben wie der Weiße Stechapfel, während sie darauf wartet, dass dieser trocknet. Gern würde ich ihr sagen, sie solle sich nicht die Mühe machen, dass die grünen Beeren wenig hergeben, lediglich ein vorübergehendes Hochgefühl und ein Übelkeitsgefühl, wenn man zu viele isst. Aber das kann ich Mutter nicht sagen, denn sie hat mir verboten, die unreifen Beeren des Nachtschattengewächses zu essen.

Wir lösen die restlichen Beeren von den Zweigen. Sie hinterlassen im Gegensatz zu dem Weißen Stechapfel, den Mutter auf eine Seite geschoben hat, Flecken in unserem

sapientia-Korb. Viele der Beeren sind zu grünem Gelee zerdrückt.

»Wir sind hier fertig«, sagt Mutter und schubst mich vom Baumstamm.

Ich erhebe mich, wende mich ihr zu und reiche ihr die Hand, um ihr zu helfen. Sie streckt mir eine Hand entgegen. Der Brei klebt wie Moos an ihren Fingern. Ich greife nach ihrer Hand und helfe ihr vom Baumstamm herunter. Als ich meine Hand zurückziehe, hinterlässt das Gelee eine Art Klebeband zwischen uns.

»Nimm eine Kostprobe, Aslaug Datter.« Mutter hält den Arm ausgestreckt, die Hand auf mich gestützt. Ich bin überrascht, dass sie noch die Energie hat, mich zu reizen. Ihre Haut sieht so transparent wie ein Blütenblatt aus, ihre wilden Augen liegen tief in den Höhlen. Dennoch verspüre ich den Impuls, ihre Finger in den Mund zu nehmen, Mutter zu schütteln. Stattdessen knie ich mich auf den Boden und fahre zweimal mit der Hand über das Gras. Dann stehe ich wieder auf und helfe Mutter, in die Hocke zu gehen, lege ihre Hände aufs Gras.

»Hast du Angst, der Genuss der Beeren könnte vielleicht dem Zauber, mit dem du mich belegt hast, entgegenwirken?«, fragt Mutter.

Ich lasse ihre immer noch zusammengeballten Hände über das Gras gleiten. »Du glaubst nicht an Zauberei.«

»Das hat dich aber nie davon abgehalten.« Mutter befreit ihre Hände aus meinen und versucht, das Fruchtfleisch des Nachtschattengewächses selbst abzustreifen, aber es fällt ihr schwer, die Hände auszustrecken, und so bleibt ein großer Teil des Fruchtfleisches daran kleben. Sie gibt mir ein Zeichen, ihr beim Aufstehen zu helfen. »Sag mir nicht, dass du das vergessen hast«, bemerkt sie. »Der Bittersüße Nachtschatten wirkt der Zauberei entgegen.«

»Wenn ich nur etwas von Zauberei verstünde«, würde ich

am liebsten sagen. »Dann würde ich mich in eine Schmetterlingsseele verwandeln und mir eine neue Mutter suchen.«

Als wir fast zu Hause sind, umschwirren uns die Mücken. Und am Himmel stehen Sterne. Wie Samen, denke ich, da jeder Stern die Möglichkeit von Leben beinhaltet. Wenn ich zu den Sternen hochblicke, weiß ich, dass ich in die Vergangenheit abtauche – dass ich das Universum so sehe, wie es unzählige Jahre zuvor existierte. Unwillkürlich wünsche ich mir, ich könnte in meine Vergangenheit blicken, in Mutters Vergangenheit. In das Leben meines Vaters. Ich wünschte mir, ich könnte herausfinden, wer ich bin.

Wir kommen am Haus unseres Nachbarn vorbei. Er sitzt am Fenster, das unserem Hof gegenüberliegt, und beobachtet uns. Seine Hände umklammern die Räder seines Rollstuhls, seine Brille ist verrutscht und seine schütterten langen Haare hängen ihm über die Ohren.

»Perverser alter Kauz«, sagt Mutter, als sie ihn entdeckt, und spuckt, ob in seine Richtung oder auf den Boden, kann ich nicht sagen. Plötzlich klatscht ihre Hand auf die Vertiefung unterhalb ihres Schlüsselbeins. Die Mücke, die gerade ihr Leben aushaucht, bleibt dort hängen. »Der alte Fiesling hat uns wieder aufgelauert. *En skefuld lort*. Eine Handvoll Scheiße.« Aber in ihrer Stimme scheint weniger Zorn zu liegen als sonst, weniger Verachtung. Dennoch starrt sie ihn an.

Sie wird ihn zwingen wegzusehen, überlege ich. Ich ergreife die Gelegenheit, meine Körbe abzusetzen, nehme eine Handvoll Mädesüß vom Boden und werfe es auf den wirren Haufen von Pflanzen.

Mutter wendet sich mir zu, und ich sehe, wie die Mücke in einer roten Lache hängt. »Warum pflückst du diese Blumen?«, fragt sie. »Hast du Durchfall?«

Typisch Mutter. Erst reißt sie mir fast die Haare aus, dann macht sie sich Sorgen, ich könnte Durchfall haben. »Ja«, lüge

ich, an die Mädesüß-Pflanzen gewandt, nicht an Mutter. Ich hieve die Körbe hoch und setze mich wieder in Bewegung.

»Warte«, ruft sie, schleppt sich mit ihrer *sapientia* zu mir und drückt ihre schuppige Handfläche gegen meine Wange.

»Du hast Fieber«, sagt sie. »Du bist fiebrig, Aslaug.«

»Mir ist nur heiß vom Rückweg«, erkläre ich. »Ich habe kein Fieber, sondern eine Magenverstimmung. Mach dir keine Sorgen, *Moder*, es ist nichts.«

Aber sie macht sich Sorgen, und das erfüllt mich irgendwie mit Genugtuung, mit Erleichterung. Das ist Mutterliebe. Das ist die Liebe meiner Mutter.

»Vielleicht bin ich ansteckend«, sagt sie. »Es überträgt sich von mir ...«

»Nein«, widerspreche ich.

»Oder es ist ein Fluch ...«

»Was redest du denn da, *Moder*?«

»Hast du Schmerzen?«, fragt sie.

»Nein, *Moder*. Ich bin nicht krank. Komm ins Haus.«

Wir setzen uns wieder in Bewegung, kriechen eher, als dass wir gehen. Unser Nachbar schiebt seinen Rollstuhl zurück, kurz bevor wir aus seinem Blickfeld verschwinden. Dann rollt er zu einem Seitenfenster seines Hauses, wo er beobachten kann, wie wir uns durch den Garten hinterm Haus schleppen, diese Landschaft aus winzigen Gipfeln und Tälern und schlammigen Flüssen, die noch vom gestrigen Regen angeschwollen sind. Der Garten wirkt auf mich wie die Decke meines Schlafzimmers, wo der rissige Verputz ähnliche Berggipfel bildet, wo häufig Regen durchs Dach sickert und auf den Boden tröpfelt.

»Verdammtes Scheusal«, sagt Mutter jetzt, aber nicht an den alten Mann gerichtet, auch nicht an mich. Sie blickt auf die Eiche, die unbelaubt in der Nähe des Hauses steht, ihre Äste allzu bewegungslos, allzu friedlich. Im letzten Jahr warf die Eiche früh ihre Blätter ab. In diesem Jahr sind ihre Blätter

nicht nachgewachsen. Als Kind liebte ich diesen Baum. Damals sah er sehr wild aus und seine smaragdgrünen Blätter waren ständig in Bewegung. Ich erinnere mich, wie ich mir wünschte, auf die Eiche zu steigen, stellte mir vor, wie ich mich aus dem Haus schleichen, meinen kleinen Körper gegen ihre Maserung schmiegen und immer höher klettern würde.

Mutter spuckt erneut. Dieses Mal trifft sie den Baum. Sie schimpft: »*En skefuld lort.*« Aber ich erkenne, dass der Baum ihr ebenfalls etwas bedeutet hat. Trotz ihrer Worte verrät ihre Stimme Zärtlichkeit, genau wie ihr Blick.

»Was schaust du denn gerade an?«, erkundigt sie sich, und ihre knorrige Hand fährt über ihre hohle Wange, scheint dort zu verschwinden. »Mach, dass du reinkommst.«

Sie weint ja, denke ich. Ich habe das Gefühl, als würde eine Raupe meinen Nacken hochrobben, und eine weitere Schicht legt sich über das Geheimnis, das meine Mutter darstellt.

»Ich warte nur auf dich«, sage ich und versuche, ihr die Treppe hochzuhelfen, doch sie schlägt nach mir, scheucht mich fort.

Wir betreten das Haus durch die Hintertür, über die hintere Terrasse, wo ich den Weißen Stechapfel sortieren und ausbreiten werde. Aber zuerst will ich den Bocksbart und den Geißbart fürs Abendessen heraussuchen. Ich erwarte, dass Mutter hineingeht, aber sie rührt sich nicht von der Stelle, starrt auf den Weißen Stechapfel.

»Willst du, dass ich ihn jetzt gleich hier ausbreite?«, frage ich und lege die Wurzeln und Blätter vor mich hin. »Den Weißen Stechapfel?«

Mutter lässt den Blick von der Pflanze zu mir wandern. Sie verlagert das Gewicht von ihrem stärkeren Bein auf ihr schwächeres, zuckt zusammen und wechselt erneut. Sie lehnt sich gegen die Anrichte, stützt sich dort auf. Mutter verwandelt sich vor meinen Augen. Sie wirkt so entstellt, dass sie zu einem ganz neuen Wesen wird.

»Leg es zum Trocknen aus«, fängt sie an, fährt aber nicht fort. Mein Blick verrät ihr, dass ich weiß, was zu tun ist. Ich hatte ja gesehen, was sie seit Monaten mit dem Weißen Stechapfel anstellte.

Sie lässt mich allein, macht kehrt und geht ins Haus. Aber sie pumpt kein Wasser, um sich im Spülbecken auf der Terrasse die Hände zu waschen, wie sie es immer zu tun pflegt, nachdem wir Pflanzen gesammelt haben. Und sie vergisst, die Schuhe auszuziehen. Der noch frische Schlamm vom Garten, der an ihren Sohlen klebt, hinterlässt bei jedem Schritt rotgrüne Spuren. Ihre Hände ballen sich zusammen, aber ihre Arme baumeln leblos herunter. Sie geht gebückt, als sei ihr eigenes Körpergewicht zu viel. Ich erinnere mich an eine Zeit vor vielen, vielen Jahren, als Mutter noch nicht gebückt ging, als sie wie die Göttin Artemis über mir aufragte: stolz und grausam, aber dennoch meine Beschützerin.

»Ich bringe dir das Essen hoch«, sage ich. »Und die Natternaugen. Sobald ich hier fertig bin.« Ich möchte sie zurückhalten, ihr die Schuhe ausziehen und ihr beim Waschen helfen. »Und Wintergrün«, füge ich hinzu. »Ich werde die Paste zubereiten.«

Ich rechne damit, dass Mutter zurückruft, mich daran erinnert, dass sie keine Natternaugen will, keine Paste. Doch sie steigt schweigend die Treppe hoch. Eine Stufe. Sie bleibt stehen. Noch eine. Sie bleibt stehen. Sie weiß nicht, dass ich sie beobachte. Sie würde nicht wollen, dass ich sie so sehe, doch ich kann den Blick nicht abwenden. Ich würde gern zu ihr gehen, ihren knöchigen Ellbogen umfassen und sie hochheben, wie ich es mit dem Zipfelfalter tat.

»Moder«, rufe ich ihr hinterher. »Was ist mit dem Nachtschattengewächs? Willst du die Beeren?« Ich bin überrascht, dass ich dies anbiete. Die Beeren sind giftig. Sie werden ihr nicht helfen.

»Versuchst du, mich zu vergiften, Aslaug Datter?«, ruft sie

zurück. »Du weißt doch, dass ich diese Beeren nur gesammelt habe, um deine Zauberkraft abzuwehren.«

Obwohl Mutter religiöse Texte studiert – die Thora und die Kabbala, den Koran und die Bibel, die Upanishaden und die Bhagavad Gita, die Veden und Tantrischen Schriften –, als ob jeder für sich der Schlüssel für unsere Erlösung wäre, behauptet sie, Atheistin zu sein. Sie glaubt nicht an Götter, an Geister, an irgendeine Gottheit. Nicht an das Böse. Und nicht an Zauberei. Aber warum beschäftigt sie sich mit diesen Texten? Sucht sie unter dem gelblichen Licht der Krallenfuß-Lampe nach Erleuchtung, Offenbarung, nach einem vergrabenen Schatz? Und warum verbietet sie mir die Lektüre dieser Texte, außer sie unterrichtet mich in Sprachen? Liegt es daran, dass sie weiß, dass ich dort Antworten finden werde, die sie mir weniger göttlich erscheinen lassen, mir die Kraft geben, sie zu verlassen? Oder will sie mich vor der Erkenntnis schützen, dass es dort keine Antworten gibt, nicht einmal dort?



Kreuzverhör?

– Ja. Ja, Euer Ehren. Mr Grumset, Sie leben allein, ist das richtig?

– M-hm.

– Antworten Sie bitte mit Ja oder Nein.

– Ja.

– Sie leben allein, seit vor achtzehn Jahren Ihre Frau gestorben ist?

– Ja.

– Und Sie sind seit etwa zwanzig Jahren an den Rollstuhl gefesselt?

– Ja.

– Seit dem Tod Ihrer Frau haben Sie nur selten Besuch erhalten, ist das richtig?

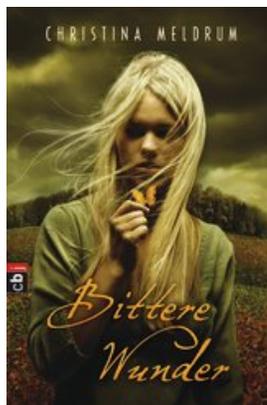
– Ein paarmal die Woche kommt eine Schwester vorbei und ich bekomme Lebensmittel geliefert und außerdem kommen diese verdammten Vertreter und die Zeugen Jehovas.

– Aber niemand besucht Sie regelmäßig, ist das richtig?

– Das ist richtig.

- Genau genommen hat Sie seit Jahren niemand sonst besucht, richtig?
- Das weiß ich nicht.
- Wann hat Sie zum letzten Mal jemand zu Hause besucht, abgesehen von der Schwester, einem Lebensmittellieferanten oder einem Handelsvertreter?
- Kann mich nicht erinnern.
- Mr Grumset, Sie haben erwähnt, dass Sie sich Lebensmittel nach Hause liefern lassen. Genau genommen lassen Sie sich seit dem Tod Ihrer Frau einmal wöchentlich von Soren's Grocery Vorräte ins Haus liefern, weil Sie nicht fahren können, stimmt das?
- Einspruch, Euer Ehren. Inwiefern soll das hier von Belang sein?
- Der Einspruch wird vorläufig abgewiesen, aber kommen Sie zur Sache, Herr Verteidiger. Sie dürfen die Frage beantworten, Mr Grumset.
- Ja.
- Stimmt es, dass Soren's Grocery Ihnen jede Woche einen Dreiviertelliter Gin *und* einen Dreiviertelliter Whiskey liefert – *jede Woche* –, und das seit achtzehn Jahren?
- Einspruch, Euer Ehren. Hier wird nicht über Mr Grumset verhandelt.
- Aber über seine Glaubwürdigkeit als Zeuge sehr wohl, Euer Ehren.
- Einspruch abgelehnt. Beantworten Sie die Frage.
- Woher wissen Sie das?
- Bitte beantworten Sie nur die Frage.
- Was vor achtzehn Jahren war, weiß ich nicht.
- Erinnern Sie sich an eine einzige Woche während der vergangenen achtzehn Jahre, in der Ihnen Soren's nicht zwei Flaschen hochprozentiger Spirituosen ins Haus geliefert hat?
- Ich kann mich nicht erinnern.

- Und das schließt auch die Woche ein, in der Maren Hellig starb, ist das richtig?
- Einspruch. Das ist provokant.
- Abgelehnt.
- Ich kann mich nicht erinnern.
- Danke, Mr Grumset. Ich habe keine weiteren Fragen, Euer Ehren.



Christina Meldrum

Bittere Wunder

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-570-40161-3

cbj

Erscheinungstermin: Januar 2013

Das Gift der Unschuld. Ein Mädchen vor Gericht. Für ein Verbrechen, das sie nie begangen hat ...

Es ist ein unvorstellbares Leben, das die 17-jährige Aslaug führt: Völlig isoliert von der Welt wächst sie mit ihrer Mutter auf dem Land auf, die ihr alles beibringt über Gifte, Heilpflanzen, das alte Wissen der Menschheit – nur das Leben selbst bleibt ihr fremd. Als ihre Mutter unvermutet stirbt, ändert sich das schlagartig. Aslaug kommt bei ihrer streng religiösen Tante, deren Sohn und Tochter unter. Doch das neue Leben ist keine Befreiung. Aslaug wird von den Schatten ihrer Vergangenheit, ihrer Herkunft eingeholt und nach einem Brand steht das Mädchen vor Gericht. Die Anklage lautet: Mord ...